Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 5

Artikel: Schicksal in 10 Minuten [Fortsetzung]
Autor: Donny, Käthe
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-635436

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schicksal in 10 Minuten

Roman von Käthe Donny

In der päpstlichen Skulpturensammlung im Vatikan hatte er den Kopf einer jugendlichen Hera gesehen, der Göttin der Gerechtigkeit. Ihr sah das Mädchen in diesem Augenblick gleich, wie sie streng forschend auf das armselige Gesicht Beckers schaute. Sie schien die ganze Umwelt vergessen zu haben. Nichts war für ihren Blick vorhanden als dieser Mensch, der da stand und sich verantworten sollte.

Ein Schauer rührte Geninde an. Sabine schien ihm plötzlich unendlich überlegen.

Und nun geschah das Merkwürdigste, was sich niemand im ganzen Saal erklären konnte, was auch Geninde erst begriff, viel später, als alles schon geschehen war. Wie angerufen wandte Becker den Kopf langsam in die Richtung, in der Sabine Keinow saß. Jetzt trafen sich ihre Augen — Becker wurde rot, flammend schoß es über die Fahle der Gesichtshaut — ein irrer Blick ließ seine Augäpfel gläsern aufglänzen, sich drehen, lautlos brach er auf der Bank zusammen, schlug zu Boden.

Der Gerichtsarzt eilte von seinem Platz herbei, Justizwachtmeister Kretschmer rannte mit einem überschwappenden Glase Wasser vom Pressetisch herzu. Die Gefangenenaufseher knieten neben Becker.

Geninde nur zeigte sich merkwürdig unbeteiligt. Er beobachtete nicht Becker, sondern nur Sabine. Inmitten des allgemeinen Tumults saß sie still da, zurückgelehnt in einer, man könnte sagen, abschließenden Haltung. Als wäre der Zusammenbruch Beckers eine Art Bestätigung. Und nun endlich traf Genindes Blick den ihren. Da veränderte sich auch ihr Aussehen. Trauervoll schaute sie ihn an. Eine Sekunde und noch eine.

Dies alles hatte sich in wenigen Minuten abgespielt. Und doch dünkte es Geninde, als wären Stunden dahin gegangen.

Was war zwischen Sabine und Becker? Die beiden mußten sich kennen. Es war wie eine geheime Zwiesprache zwischen ihnen gewesen, eine Forderung von Sabine und bei Becker ein zusammenbrechendes Versagen. Aber es war jetzt keine Zeit mehr zu grübeln, man mußte jetzt in der Wirklichkeit stehen und bereit sein.

Gerade erklärte der herbeigerufene Gerichtsarzt, daß Becker wieder zu sich gekommen sei und voll verhandlungsfähig wäre. Dabei warf er einen unzufriedenen Blick auf Geninde, der sich seiner Meinung nach, dem Zusammenbruch seines Klienten gegenüber, unbegreiflich gleichgültig verhalten habe.

Dann begannen die Zeugenverhöre. Becker saß wieder wie zuvor apathisch auf seinem Platz. Er wandte den Kopf nicht, als Apotheker Seidel als erster hereinkam. Seidel machte seine Aussage in einem poltrigen Tone, unter dem er seine Verlegenheit und Empörung zu verbergen suchte. Ueber die Arbeit Beckers sagte er nur Günstiges aus, im übrigen wußte er von seinem Privatleben gar nichts, nicht das Geringste.

„Ich dachte, er hätte gar kein Privatleben", fügte er beleidigt hinzu.

Auch der erschreckte kleine Gehilfe hatte nichts zu bekunden. Er hatte nur wenig mit Becker zu tun gehabt, denn er wäre ja vorne im Laden gewesen, während Becker seine Arbeit in der Offizin hatte und nur, wenn Not an Mann war, zum Verkauf hervorgeholt wurde. Ueber irgendwelche Annäherungen Beckers an die Gisela Wendling wußte er nichts. Wenn er einmal nach hinten gekommen war, hätte er beide immer an ihrer Arbeit gesehen. Freilich wäre ihm aufgefallen, Fräulein Wendling hätte immer lange über Arbeitsschluß in dem Laboratorim gearbeitet.

Hier fiel Geninde ein. Das wäre gar nicht auffällig. Fräulein Wendling hätte selbst einmal zu dem Chef, Herrn Seidel, geäußert, daß sie sich in gewissen chemischen Untersuchungen ausbilden wolle und Herrn Becker dankbar wäre, daß er sich ihrer annehmen wolle. Diese Richtigstellung Genindes mußte Herr Seidel bestätigen.

Bei dem Erscheinen der Zeuginnen Krauschke erhob sich ein kleines Gelächter, das Landgerichtsrat Keinow mit mahnendem Klingeln seiner Glocke abstoppte. Die Fräulein Krauschke, sehr dünn mit noch dünneren Hälsen und Nasen, wirkten vor den Schranken des Gerichts wie verschüchterte Hühner. Alles an ihnen war vor Angst flattrig. Auf ihren unmodernen schwarzen Strohhüten schwankten ein paar zerraufte Federn. Kurzum, sie hatten nichts mehr von der feindseligen Sicherheit, mit der sie die unmoralischen Beobachtungen im Falle Becker zu Protokoll gegeben. Bei dem in der Voruntersuchung abgehaltenen Lokaltermin hatte man überdies festgestellt, daß man, selbst wenn man die Scheibengardinen des Krauschkeschen Wohnzimmers beiseite schob, (was getan zu haben die Zeuginnen heftig bestritten hatten) unmöglich die einzelnen Bewegungen der Personen in dem Seidel'schen Laboratorium eindeutig bestimmen konnte.

„So daß", wie Rechtsanwalt Geninde mit leichter Ironie einwarf, „bei den Damen Krauschke der Wunsch sehr wohl der Vater des Gedankens hätte sein können." — — —

Die Verhandlung war bisher ohne irgendwelche Aufregungen vorübergegangen. Alles ging in sehr ruhigen Formen vor sich. Der eigentliche Kampf würde erst kommen, das wußten alle, auch die Zuhörer, wenn es um den großen unbekannten ging, den Wächter, den Becker am Elektrizitätswerk gesprochen und nach der Zeit gefragt haben wollte. Dies und die Vernehmung des in Untersuchungshaft sitzenden Lehmann würde der Höhepunkt des zweiten Verhandlungstages und des Prozesses Becker werden.

Geninde war jedenfalls mit den Ergebnissen der ersten Tage nicht unzufrieden. Wenn man nur morgen den Lehmann würde zum Sprechen bringen können. Bisher hatte er vor dem Untersuchungsrichter geradezu böswillig geschwiegen.

Wie Geninde in solche Gedanken versunken das Gerichtsgebäude verließ, fiel ihm Mintheffers Brief wieder ein. Mintheffer hatte ihn ja gebeten, sich um Adda zu kümmern. Sie war für morgen als Zeugin vorgeladen und würde — das hatte Mintheffer in Erfahrung gebracht — heute abend eintreffen. Es kam nur der eine Zug über Dresden in Betracht.

Geninde beschloß, Adda Hierzel einfach abzuholen. Ein äußerer Grund war die Zeugenbenennung durch ihn. Der innere, vielleicht etwas gutmachen zu können. Ihm als langjährigen Juristen war es ja unverständlich, beinahe unfaßlich, daß eine einfache Vorladung derartige Verheerungen zwischen Menschen anrichten konnte. Jedenfalls war er es Mintheffer schuldig, den Versuch zu einem Ausgleich zu machen.

Auf dem Bahnsteig auf und ab gehend, erkannte er schon von weitem im Fensterrahmen Addas bräunliches Gesicht unter einer kleinen blauen Kappe. Die Aehnlichkeit mit Annette erschütterte ihn wieder.

„Guten Abend, Fräulein Hierzel", sagte er leise.

Adda, die auf dem Bahnsteig neben dem Träger stand, wandte sich erschreckt um.

„Ach Sie!" sagte sie hilflos und bleich. Ihre Lippen zitterten. Unter ihren Augen lagen Schatten. Die blühende Sommerlichkeit ihres Gesichtes war verdunkelt. Geninde nahm ihr wortlos das kleine Köfferchen ab.

„Wohin? Haben Sie schon irgendeine bestimmte Wohnung?"

„Ich dachte, das Hospiz, man hat es mir genannt."

„Da sind Sie auch sehr gut aufgehoben. Darf ich Sie begleiten? Hospiz in der Gartenstraße!" befahl er dem Träger, „kommen Sie, Fräulein Hierzel, es sind nur ein paar Schritte."

Das Mädchen schritt stumm neben ihm. Sie hatte den Mund fest zusammengepreßt, augenscheinlich trug sie den ganzen Groll gegen ihn noch in sich.

Er mußte lächeln. Sehr kindlich sah sie in diesem Augenblick aus und ähnlich den Kinderbildern Annettes. Die hatten auch diesen vorgeschobenen schwellenden Trotzmund.

Mit einem schnellen scheuen Aufblicken sah das Mädchen, wie er jetzt, ohne sie auch nur zu fragen, neben ihr durch die Tür des Hospizes ging.

„Ein gutes Zimmer für die Dame", sagte er, ihr zuvorkommend, „möglichst ruhig."

„So, Fräulein Hierzel, ich warte hier unten, bis Sie sich ein wenig frisch gemacht haben. Dann, denke ich, bleiben wir eine Stunde zusammen."

Wieder der scheue abirrende Blick, ein kurzes Nicken, — Adda Hierzel verschwand neben dem Träger im Lift.

Als sie wieder erschien, mußte er lächeln. Trotz der abwehrenden Kühle hatte sie sich hübsch gemacht. Es gab offenbar kaum einen Seelenzustand, in dem eine Frau nicht an ihr Aeußeres dachte, aber das mußte auch wohl so sein.

Er schlug im Bestreben, einen Uebergang zu finden, einen bewußt leichten Ton an.

„Nun, Fräulein Hierzel, was beginnen wir? Ich weiß nicht, haben Sie schon zu Abend gegessen? Ja? — Vielleicht setzen wir uns in ein nettes kleines Weinrestaurant und hören ein bißchen Musik. Oh, — wir sind hier auch großstädtisch. Sie sollen Ihren Kissinger Sommerabend doch nicht zu sehr vermissen."

Er schwieg plötzlich. Der Trotz in Addas Gesicht wich einem angstvollen Flehen, ihre Augen füllten sich unvermittelt mit Tränen, als wäre ihre Seele erfüllt mit Weinen und flöße in jedem Augenblick über.

„Ich muß Sie sprechen. — — Allein!"

Nun endlich schaute sie ihn voll an. Traf auf sein sofort verwandeltes, teilnahmebereites Gesicht. Auf seine Augen, streng und doch nicht hart, forschend und lösend, wie sie es in Kissingen schon einmal empfunden. Aber da hatte sie ja Geninde widerstrebt. Nun ergab sie sich.

Er nickte. — Sie sprachen kein Wort, auch nicht, als sie nebeneinander im Wagen saßen. Geninde hatte dem Schofför als Ziel seine Wohnung draußen in der Südvorstadt angegeben. Adda Hierzel war offenbar von irgendeinem viel tieferen Sturm erschüttert, als er nur durch die Ladung als Zeugin hervorgerufen sein konnte.

Wie lange man nicht so neben einer Frau dahingefahren war! Seit Annette nicht mehr. Geisterhaft kamen Erinnerungen. Die breite, monderhellte Chaussee längs des Rheins. Das Siebengebirge. Es war Mai, da er zum letztenmale mit Annette gefahren, — — dann kam gleich die Auseinandersetzung.

Adda saß aufgerichtet im Wagen. Etwas steif. Sie hatte die Hände, sehr schöne kräftige Hände, krampfhaft zusammengefaltet. In ihrer ganzen Haltung spiegelte sich ihr Seelenzustand wieder.

Geninde sprach nicht. Man mußte erst in Ruhe mit ihr sein. Einmal nur — der Wagen entglitt weiter und weiter den grellen Stadtstraßen, fuhr sanfter in die weiche Dunkelheit von Villenwegen hinein — einmal nur wandte Adda Hierzel ihr fragendes Gesicht zu Geninde.

„Zu mir", sagte er ruhig und beschwichtigend.

Da nickte sie. Ein erster Schein von Zufriedenheit erhellte ihre Augen.

Genindes Haus lag ganz in der Stille. Eine Wolke von Duft schlug Adda entgegen, als er das Gartentor öffnete. Im Licht der Türlampe sah sie den Phlox rot und weiß aufleuchten. Wie verzaubert ging sie neben Geninde durch eine kleine Diele in ein Zimmer mit ruhigen Möbeln. Es gab den Blick frei auf eine Veranda, die von blühenden Petunien überschüttet war.

„So, Fräulein Adda", Geninde rückte ihr einen niedrigen weißgepolsterten Sessel zurecht, „ich denke, wir bleiben hier."

Sie sah ihn an. Nun ganz ohne Furcht, nur noch mit einem tiefen Wunsche nach Klarheit und Sich-aussprechen-können. Das Mädchen ihm gegenüber schien endlich bereit, sich aufzuschließen. Vertrauensvoll wie ein Kind saß sie ihm gegenüber, mit großen, ernsten Augen. Der Trotz war aufgelöst. So hatte Annette ihn angeschaut in dem ersten Jahre, wenn sie ihm irgend etwas zu erzählen hatte oder irgend etwas von ihm erklärt haben wollte. Spontan nahm er ein Bild vom Schreibtisch, drehte es zu Adda herum:

„Sehen Sie, Fräulein Adda, dies ist meine Frau. Sie haben ja von Mintheffer von allem gehört. Sie sind ihr ähnlich, Fräulein Adda. Vertrauen Sie mir! Es geht nicht nur um Becker — ich habe das Gefühl, wir alle sind nicht umsonst zueinander geführt worden. Auch diese Aehnlichkeit zwischen Ihnen und Annette ist kein Zufall. Ich glaube nicht an Zufälle im Leben, Fräulein Adda. Ueber uns alle bestimmt ein Sinn, den wir nur ahnen, aber nicht ergründen können."

Adda sah ernst auf Annettes Bild. Es war so lebendig mit seinen warmen, schalkhaft ernsten Augen, seinem beredten Munde, als müßte es jeden Moment Leben gewinnen können.

Nun schlug eine Welle über Addas Gesicht.

„Aehnlichkeit?" fragte sie leidenschaftlich.

„Ja. Finden Sie die nicht selbst?"

„Aeußerlich vielleicht. Aber was besagt das?"

Sie beugte sich vor, ihr Gesicht, in leidenschaftlichem Fragen, war Geninde plötzlich sehr nahe:

„Nicht wahr, Ihre Frau war gut, immer gut zu Menschen? Sie konnte niemals schlecht handeln, nie. Etwas vorspielen, was sie nicht selbst empfand und glaubte?"

Geninde verstand sofort: Adda meinte offenbar diese Sache zwischen sich und Becker. Da saß noch immer eine Verwundung in ihr so tief, daß alles andere von ihr bestimmt wurde.

Fortsetzung folgt.

Weltwochenschau

Eidgenössische Finanzreform

Mit dem Schluß des laufenden Jahres soll das „Fiskal-Notrecht des Bundes zu Ende gehen und eine neue Ordnung der Dinge Gesetz werden; wenn nötig, wird das Volk entscheiden, ob die von den Räten genehmigte Finanzreform genehm sei oder nicht.

Ständerat und Nationalrat wissen freilich noch nicht genau, was sie genehmigen sollen. Dagegen sind gewisse Parteien schon absolut entschlossen, gewisse Zumutungen „nicht zu essen". Weniger entschlossen ist man in den gleichen Lagern, den Dingen in die Augen zu sehen und die Wirklichkeit so zu erkennen, wie sie ist!

Was ist unsere „Wirklichkeit" in den eidgenössischen Finanzangelegenheiten? Antwort: Daß der Bund und die SBB heute rund 6 Milliarden Schulden haben. Vor 7 Jahren war es eine Milliarde weniger. Die vergangene Krise hat außerordentliche Belastungen des Budgets gebracht; die veränderten militärischen Anforderungen brachten die Viertelmilliardenanleihe; allerlei Banken haben Bundesgelder geschenkt oder auf unbekannte Fristen geliehen bekommen, damit die „Sparer" nicht alles verlieren möchten usw. usw. Und die Subventionen blieben großenteils notwendig, erlaubten ebensowenig weitere Abstriche, wie die von der Abwertung zum zweiten Mal gekürzten eidgenössischen Gehälter.

Eine Frage, die bei der Großzahl unserer Bürger, politische Richtung hin oder her, niemals grundsätzlich durchgedacht wird, erhebt sich: Müssen die 6 Milliarden, (die 6000 Millionen!!) einmal zurückbezahlt werden, und läßt sich eine Frist dafür nennen? (Sagen wir 100 Jahre, pro Jahr 60 Millionen Tilgung). Oder lassen sich die 6000 Millionen als Volksvermögen betrachten, für das der Bund gut steht und das er verzinst? (Wobei man denen, die ihre Sparbatzen für die alten Tage in Bundes- und SBB-Obligationen angelegt haben, die Zinsen mehr gönnt als denen, die „zu viel" haben.) Betrachtet man die Milliarden als Schatz des Volkes, beim Vater Bund in den Zaubersparhafen gelegt, allwo sich eine Vermehrung einstellt, dann hat die Finanzreform ein grundsätzlich anderes Gesicht, als wenn man denkt, der Schuldner Bund müsse, wenn er nicht ein Lump sei, die ihm gepumpten Milliarden wieder erstatten!

Hier scheiden sich die Geister grundsätzlich. Wenn die sogenannten Liberalkonservativen als Erste totales Sparen und Amortisierung der Riesenschuld verlangen, dabei aber Umsatzsteuer, direkte Bundessteuer, neue Krisenabgaben ebenso ablehnen wie neue soziale Ausgaben, dann erkennt man, daß diese meist nicht kapitalschwachen Leute zuerst an den „Schuldner Bund" denken, der unsolid zu werden droht